

# Uriel Acosta

Leben und Bekenntnis eines  
Freidenkers vor 300 Jahren.

Von

Alfred Klaar



Berlin

Druck und Verlag von Georg Reimer

1909



# —≡ Inhalt. ≡—

<b>I. Einleitung</b>	Seite
I. Die Bedeutung Uriel Acostas und seiner Autobiographie . . . . .	5
II. Sein Charakter und die Psychologie seiner Schicksale . . . . .	19
III. Seine ethischen Theorien und ihre Wirkung. . . . .	55
<b>II. Uriel Acostas Autobiographie</b>	
1. Verdeutschung . . . . .	93
2. Lateinischer Urtext (nach der Mitteilung von P. von Limborch 1687) . . . . .	131
<b>III. Anmerkungen</b>	
1. Zur Einleitung . . . . .	159
2. Zur Autobiographie (lateinischem und deutschem Text) . . . . .	163

---



## I.

Mit einer literargeschichtlichen Arbeit, der Neuherausgabe Gutzkowscher Theaterstücke beschäftigt, geriet ich aus Anlaß der Quellenuntersuchung auf die Literatur, die uns die Geschichte des Uriel Acosta vermittelt. Und je mehr ich in das Motiv eindrang, desto mehr rückte die historische Gestalt des Herzens- und Geistesmartyrers, der eines der denkwürdigsten Leben gelebt hat und einen der merkwürdigsten Tode gestorben ist, an mich heran. Immer plastischer und farbiger, so daß die Schatten, die sie in dem Gutzkowschen Drama geworfen, vor ihrer mächtigen Gegenwart verschwanden. Mit wachsender Überraschung sah ich in diesem ringenden, verwundeten, fallenden und nach dem Fall sich noch einmal erhebenden Geisteskämpfer des siebzehnten Jahrhunderts, dessen äußerliche Niederlagen und innere Siege so wenig gekannt sind, einen jener großangelegten Menschen vor mir, die in Übergangsperioden, in schmerzlichen Krisen bewußt oder unbewußt das Leid Aller auf sich nehmen, um es in sich und für die Andern durchzukämpfen; die nicht leben können ohne Übereinstimmung zwischen

Gefühl und Tat, zwischen Erkenntnis und Bekenntnis, die die Wahrheit und die Beruhigung des Gewissens höher achten als Genuß und Macht und die im Kampfe mit den Fanatikern starrer Überlieferung und den Sklaven roherer Triebe leidend und unterliegend die Menschheit vorwärtsbringen. Und in diesem geistigen Ringer sah ich zugleich eine Persönlichkeit von eigenartigem Reize; in diesem Wahrheitsmartyrer, dessen Schicksal an Giordano Bruno und Galilei erinnert, zugleich einen Mann von unsäglichlicher Herzensweichheit, der der Brutalität ethisch tief unter ihm stehender Gegner im sozialen Kriege nicht gewachsen war; eine Hamletnatur, gewissenhaft im Kampfe mit Gewissenlosen, fein organisiert, ästhetisch und nervös veranlagt, zwischen plumpen und entschlossenen Nutznießern der Gewalt.

So erschien mir dieser geschichtliche Uriel Acosta nicht etwa in den Notizen der Geschichtschreiber, in den immerhin zahlreichen Aufzeichnungen, die indes kein lebendiges Mosaikbild ergeben, sondern in dem Selbstporträt, das wir von seiner Hand besitzen und das er uns als kostbares Testament hinterlassen hat.

Dieses Bildnis seines Lebens, seines Wesens und seines Denkens, das die vor Erregung zitternde Hand hinwarf, ehe sie zur Pistole griff, um sie gegen die Brust abzufeuern, trägt eine überzeugende Kraft in

sich; es hat den Charakter einer naturnotwendigen Entladung des Innern, die den Busen erleichtert ohne einen äußeren Lebenszweck zu verfolgen; selbst der den Menschen tief eingepflanzte Trieb, vor der Mitwelt oder vor den nächsten Überlebenden eine gute Figur zu machen, hat keinen Anteil an ihm. Die Schrift enthält eine äußere und innere Autobiographie und die eine wie die andere, der mit mühsamer Fassung hingeworfene Lebensbericht, aus dessen objektivem Ton da und dort das Temperament des verwundeten Löwen hervorbricht, und die Darstellung der Denkergebnisse sind sichtlich von einer gewaltigen Reaktion des inneren Menschen gegen Verkennung, Mißdeutung und Mißhandlung eingegeben, einem letzten Verlangen des leidenden Gemütes nach Selbstgenugtuung, aber auch vom Wahrheitsdrange des Denkers und des seiner Zeit vorangeschrittenen Kulturmenschen, der nicht aus dem Leben gehen möchte ohne das wichtige Geheimnis seines Daseins gerettet zu sehen, sei es auch für eine ferne Zeit und für Geschlechter, die unmittelbar mit seinen Kämpfen nichts mehr zu schaffen haben. Daß sein Kampf und sein Leid, sein Denker martyrrium und seine Glaubensnot etwas Typisches für alle Zukunft behalten werde, schwebte ihm dabei deutlich vor Augen. Mit schöner, poetisch angehauchter Einfachheit spricht er diese

Ahnung zum Schlusse seiner Schrift aus, da, wo er die Leser zu gerechtem Urtheil auffordert und ihnen dann zuruft: „Und wenn Ihr etwas finden solltet, das Euch zum Mitleid hinreißt, so erkennt und beklagt das traurige Los der Menschen, an dem Ihr ja selbst Euer Theil habt.“

Aber nach aller Kenntniss, die wir von seiner Sage haben, konnte er sich dabei keineswegs ein Publikum von heute oder morgen vorstellen. Wie ein Forscher, der in weltfremder Wildnis auf seinen kühnen Fahrten an Naturmächten scheitert und seine letzten Entdeckungen, den Tod vor Augen, in einer schwimmenden Flasche auf gut Glück dem Meere anvertraut, so schrieb der zum freiwilligen Tode entschlossene Acosta diese Autobiographie nieder, ein Dokument, das nichts verschweigt und nichts beschönigt und von dem er nicht vergebens hoffte, daß es die Woge der Zeit endlich einmal empfänglichen Menschen entgegentragen werde. Dieses Dokument, das tatsächlich erst fast ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode zur Kenntniss der Nachwelt gelangte und dem er bezeichnenderweise das Wort Exemplar humanae vitae (Urkunde und Beispiel menschlichen Lebens) an die Stirne geschrieben hat, ist die einzige wesentliche Quelle für seine Lebens- und Codengeschichte. Sonst gibt es nur noch ein karges zeit-

genössisches Zeugnis, ferner eine dürftige, mit Vorsicht aufzunehmende Mitteilung des Mannes, dem wir die Veröffentlichung der Autobiographie verdanken, und einige interessante Notizen des trefflichen holländischen Historikers Meinsma, der ihn in seinem Buche „Spinoza und sein Kreis“ <sup>1)</sup> zuletzt ausführlich behandelt hat. Alles außer diesen Zeugnissen, von denen noch die Rede sein soll, was über Acoſta geſchrieben wurde, bringt Kritik ſeines Lebens und Schaffens, aber keinen Originalbeitrag zu ſeiner Geſchichte. Von den Akten ſeines unglückſeligen Prozeſſes nimmt man an, daß ſie im Archive der portugieſiſch-jüdiſchen Gemeinde zu Amſterdam liegen, ebenſo dürfte dort noch ein Exemplar ſeiner Schrift über die Unſterblichkeit der Seele zu finden ſein, die im übrigen nach dem Spruche des Amſterdamer Magiſtrats vernichtet wurde; jedenfalls wird dort nach der Angabe Meinsmas die Gegen- oder vielmehr Vorbeugungſchrift ſeines lei denſchaftlichen Widersachers De Sylva verwahrt. Nach der Mitteilung eines in Holland lebenden Freundes, der mich bei meiner Acoſta-Arbeit durch Auskunft und Orientierung unterſtützte, des Hiſtorikers Dr. Th. Wenzelburger, dem ich hier meinen Dank ausſpreche, wäre das Bemühen, Einbliß in die erwähnten Akten zu erhalten, vergeblich.

Die Autobiographie bleibt also wohl noch für lange hinaus die einzige Quelle für die Geschichte seines Lebens und Denkens — eine Quelle, die freilich auch einzig in ihrer Art ist. In der That ein Exemplar *humanae vitae*, wie Acosta die mit seinem Herzblut geschriebene Schrift nannte, eine Urkunde und ein Beispiel menschlichen Lebens oder ein *document humain*, wie wir heute völlig gleichbedeutend sagen, überzeugend in der Kraft und Innerlichkeit des Tones, herzbewegend in seinem Inhalt und fesselnd als Abbild der Persönlichkeit und zugleich ein Denker- testament, das uns eine lebendige Anschauung von den Kämpfen und Errungenschaften einer ehrliehen Natur gibt, die mit tiefreligiösem Bedürfnis einen vorurteilslos forschenden Geist verband, in den Tagen heftiger Glaubenskämpfe Anschauungen des Aufklärungsjahrhunderts vorwegnahm und in einem aufreibenden Martyrium bis zum Zusammenbruche der Kräfte vertrat. Wir besitzen nicht viel Dokumente dieser Art, die mit einem starken, das geistige Vorwärtsdrängen der Zeit charakterisierenden Gedankengehalt eine so starke Note der Persönlichkeit verbinden. Ohne alle Stillfetterie spricht uns der in der Tiefe leidende, selbst in seinem Fall noch theilnahmenswürdige und bedeutende Mensch in diesen Blättern vernehmlicher an, als in manchem viel-

gerühmten Bekenntnis unserer Tage, als etwa in der Schrift: „De profundis“ von Oskar Wilde. Eine hochgestimmte Naivetät verhüllt hier in einer letzten tapferen Regung weder die Wallungen des Temperaments, die bewußt gewordenen und unbewußt gebliebenen Schwächen des Trieblebens (zu den letzteren gehört das Hängen an der äußeren Ehre), noch die letzten Ergebnisse des Denkens, die ein früh durch religiöse Vorstellungen gefesselter und sich allmählig befreiender Geist sich in aufwühlenden Kämpfen abgerungen hat. Die Darstellung dieses Ringens aber, das Lockern und Lösen der Fesseln, die Art des Gedankenaufstiegs, der sich stufenweise, unter den schwierigsten Verhältnissen, und gefördert durch eine merkwürdige Mischung stachelnder praktischer Erfahrungen und spontanen Wahrheitsdranges vollzieht, ist nicht nur psychologisch fesselnd, sondern auch ein wertvoller, erschütternder und doch aufrichtender, ein aufwühlender und auffordernder Beitrag zur Geistesgeschichte, der der Menschheit nicht verloren gehen darf. Als solchen hat Acosta auch seine Autobiographie lebhaft empfunden. Das spricht aus mancher Wendung seiner Abschiedsworte, die in eine ferne Zukunft deutet, aus der Ansprache an unbekannte Freunde, die er im Hinblick auf die ihm wohl vertraute Sachlage doch nur bei fernem Geschlechtern

zu finden hoffen durfte und nicht zuletzt aus dem bezeichnenden Umstande, daß er sich bei diesem geistigen Testament nicht wie in seiner früheren Schrift, die streitbar auf den literarischen Markt seiner Gegner hinaus trat, des Portugiesischen bediente, sondern des Lateinischen, der Weltsprache der Forschung und des Gedankenlebens. Unverkennbar schwebte ihm eine Botschaft an die Nachwelt im weitesten Sinne des Wortes vor.

Unter merkwürdigen Umständen ist diese Botschaft an ihr Ziel gelangt. Siebenundvierzig Jahre nach Acoftas Tode, im Jahre 1687, hat sie der holländische Theologe Philipp v. Limborch als Anhang zu seinem dickleibigen Traktat: „Über die Wahrheit der christlichen Religion, freundschaftliche Auseinandersetzung mit einem gelehrten Juden“<sup>2)</sup> der Öffentlichkeit übergeben. Limborchs Absicht war keineswegs, auf die Rechtfertigung des mißhandelten Mannes sein Siegel zu drücken und für die Anschauungen Acoftas durch deren Verbreitung einzutreten. Er sagt vielmehr ausdrücklich in der Vorrede zu dem erwähnten Anhange seines Buches, in der er, beiläufig bemerkt, die Deisten mit den Atheisten in eine Linie stellt, daß es ihm nach der Auseinandersetzung mit einem gelehrten Juden darum zu tun war, auch einen Mann zu widerlegen, der

mit anderen Argumenten als denen des Judentums das Christentum bekämpfte. Er hat denn auch der Autobiographie Acoftas die herkömmliche Refutatio hinzugefügt, eine Widerlegung, die uns hier um so weniger angeht, als sie wie alle dogmatischen dieser Art auf einer *petitio principii* beruht und sich so im fehlerhaften Zirkel bewegt. Die Tendenz Limborch's habe ich nur deshalb hervorgehoben, weil sie die Annahme, als hätte sich jemand des Namens Acofta bedient, um seine eigenen Anschauungen unter einem Deckmantel zu verbreiten, völlig ausschließt. Wesentlicher als die schwache Polemik, mit der Limborch das Acoftasche „Exemplar“ in Vor- und Nachrede umrahmt, ist eine Notiz über die Herkunft des Manuskripts. Er erzählt außer einigen andern die Schrift betreffenden Umständen, auf die ich noch zu sprechen komme, daß das Manuskript im Hause des Selbstmörders gefunden worden sei, und daß er eine Abschrift davon, die seinem Großoheim Simonus Episcopus von einem ausgezeichneten Gemeindegliede mitgeteilt worden sei, zwischen dessen Papieren gefunden habe. Es liegt kein Grund vor, diese Angabe anzuzweifeln, und sie erscheint um so glaubwürdiger, als der Theologe Episcopus, der ähnlich wie Acofta schwere Anfechtungen von seiten der orthodoxen Protestanten zu erleiden hatte,

aber schließlich für sich und seine Lehre Duldung in Amsterdam errang, mit an der Spitze der Sekte der Arminianer stand, deren Lehre in mehreren Punkten, namentlich in der Forderung, daß die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang gebracht werden müsse, sich nahe mit den Acostaschen Anschauungen berührt. Es ist durchaus natürlich, daß Episcopius ein starkes Interesse für das geistige Testament des zu Tode gequälten Freidenkers hatte, und es ist erfreulich, zu gewahren, daß die kämpfenden freien Geister in verschiedenen konfessionellen, damals weit schärfer als heute getrennten Lagern die innere Verwandtschaft empfanden und sich in ihren freimütigen Bekenntnissen, mit denen sie öffentlich anstießen und die zum Teil nur heimlich verbreitet werden durften, zueinander hingezogen fühlten.

Episcopius war um das Jahr 1630 nach Amsterdam, von wo er wegen seiner angeblichen Ketzerei verwiesen worden war, zurückgekehrt, um fortan, wenigstens geduldet, seine Lehren, die bis heute nicht erloschen sind, zu vertreten. Es liegt nahe, sich vorzustellen, daß der Freund und Sekten-genosse des Hugo Grotius, mit dessen Naturrechtslehre Acostas Auffassung der Ethik so viel Verwandtschaft hat, sich persönlich oder durch einen Gesinnungsgenossen um die „verlorene Handschrift“ des

von den rabbinischen Zeloten zu Tode gequälten Geisteskämpfers bemüht hat. Amsterdam war in jenen Tagen eine Stätte der höchsten wirtschaftlichen und geistigen Blüte — die Bayle und Descartes legen Zeugnis dafür ab — und wer weiß, ob nicht Rembrandt, der just in jener Zeit in der Judengasse von Amsterdam wohnte und der als freigemuter Künstler auch manchen schweren Lebenskampf zu bestehen hatte, nicht oft mit innerster Teilnahme dem bleichen bekümmerten Denker Acosta begegnete! Wenn aber diese Vorstellung nur zu den erlaubten Spielen der Phantasie gehört, so scheint es mir höchst wahrscheinlich, daß wir den protestantischen Freidenkern vom Schlage des Episcopius, auf den ja Limborch ausdrücklich verweist, die Erhaltung der Acostaschrift zu danken haben. Wer hätte auch sonst ein Interesse daran gehabt, sie kennen zu lernen und zu erhalten? Der portugiesisch-jüdischen Gemeinde war gewiß daran gelegen, Stillschweigen über Leben und Tod Acostas zu bewahren. Nun könnte man allenfalls noch an die jüdische Sekte der Sadduzäer denken, der Acosta mit großer Zähigkeit von den ersten bis zu den letzten Schriftstellern, die über ihn berichten, beigezählt wird. Daß eine seiner Behauptungen, mit der er zuerst anstieß, mit der Lehre der Sadduzäer übereinstimmt, nämlich die Verneinung der Unsterblichkeit der Seele,

die ja tatsächlich in den mosaischen Grundbüchern nicht behauptet wird, ist ganz richtig; daß aber Acoſta, der ſpäter noch zu ganz andern Folgerungen des Freidenkertums gelangte, jemals der Sekte angehört, daß dieſe ihrerſeits jemals für ihn Partei ergriffen hätte, iſt nicht nur unbewieſen, ſondern durchaus unwahrſcheinlich. An keiner Stelle ſeiner Autobiographie, die uns ſo plastiſch die Verfolgungen, unter denen er litt, und die Verſuche ſeiner Gegenwehr vor Augen führt, iſt auch nur andeutungsweiſe von einer Gruppe, die ihn ſchützte, für ihn eintrat oder bei der er auch nur Troſt und Zuflucht fand, die Rede. Durchweg erſcheint er als ein völlig einſamer, auf ſich ſelbſt geſtellter, nur von eigenen Schmerzen, Zweifeln und widerſtreitenden Gefühlen bewegter Mann. Möglich, daß die Sadduzäer nach ſeinem Tode auf ihn Anſpruch erhoben. Nichts ſpricht dafür, daß er zu ihnen gehörte, und man muß in dieſem Punkte der Kleinen, nach mancher Seite übertriebenen Schrift H. Jellinek's<sup>3)</sup> recht geben, des einzigen, der darauf hindeutete, daß Acoſta den Arminianern näher ſtand als den Sadduzäern. Jedenfalls ſcheinen es die um Episcopius geweſen zu ſein, die Acoſtas Autobiographie vor dem Untergange retteten.

An der Echtheit des Dokuments, wie es uns Kimborch übermittelt hat, iſt niemals gezweifelt.

worden. Innere Gründe zu solchem Zweifel sind nicht gegeben, wohl aber fehlt es nicht an äußeren Gründen der Bestätigung. Schon 1644, also lange vor der Drucklegung des Exemplar, läßt sich der Hamburger Pastor Johannes Müller<sup>4)</sup> in seinem Buche „Judaismus oder Judenthumb“ über die Schicksale Uriel Acoftas vernehmen, und alles, was er so kurz nach dem Hingang des Märtyrers berichtet, stimmt mit den Angaben der von Limborch veröffentlichten Biographie überein. Wohl sagt er uns, daß dieses (offenbar handschriftlich verbreitete) Testament ihm zuhanden gekommen, und zitiert auch einige seiner judenfeindlichen Tendenz willkommene Sätze daraus, aber da er andererseits unverkennbar aus der damals noch sehr lebendigen Überlieferung schöpfte (ihm verdankt man auch die Angabe der Todeszeit Acoftas: April 1640), so liegt in seinen Mitteilungen sowohl ein Zeugnis dafür, daß es sich in Wahrheit um eine Hinterlassenschaft Acoftas handelt, als auch um eine Befräftigung aller Angaben, die der Verfasser der Autobiographie über sein Leben macht. Überdies sagt uns Meinsma, der sich wohl am eingehendsten mit den Lebensumständen Acoftas befaßt hat, daß, soviel ihm (der in Amsterdam lebte und forschte) bekannt ist, auch unter den portugiesischen Juden niemals der Inhalt des Exemplar ange-

zweifelt worden sei und daß Franco Mendes, dessen Geschichte der portugiesischen Juden im Manuscript in den Archiven der portugiesisch-israelitischen Gemeinde bewahrt wird, ohne Vorbehalt davon Gebrauch macht; ja kein Wort mehr über Uriel zu sagen weiß, als das Exemplar selbst berichtet.

---